

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 24 (1934)

Heft: 43

Nachruf: Rudolf von Tavel

Autor: H.B.

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Dann — dann wolle er sich den Text des Inserats zu Hause doch lieber — lieber nochmal überlegen, stotterte der Verwirrte und ging.

Ein Zinnschild, das an seinem Haus angebracht werden sollte, gedachte Gust bei dem Klempnermeister zu kaufen. Darauf ließ er dann von einem Maler Namen und Beruf pinseln. Das Zinnschild war dauerhaft und wirksam. Jahrelang rief es den Vorübergehenden zu: August Micheelsen, der bekannte tüchtige Schuhmachermeister, der ganz Deutschland und halb Österreich durchwandert hat, hat sein Geschäft wieder eröffnet.

Aber Gust konnte das Metall für das Firmenschild an seinem Hause nicht bezahlen.

Also ein Holztäfelchen kaufen!

Doch auch für den Tischler reichte Gusts Geld nicht. Wieviel weniger demnach für den Maler!

Bekanntmachen? Nicht nötig! entschied schließlich Gust. Er habe es bereits jedem, den er auf der Straße getroffen hätte, gefagt, daß er wieder schustere. Sowas sprehe sich in einem Nest wie dem ihren schnell herum.

Rikelchen schüttelte den Kopf.

So saß denn Gust — angetan mit der grünen Schusteršürze, die Hemdsärmel bis über die Ellenbogen aufgefrempt — wieder auf seinem alten Schusterhücker vor der lichtsammelnden Schusterkugel und wartete auf Kundshaft. Wartete, noch tiefer zusammengekauert als einstmals, in seinem Hause an der Hohen Straße.

(Fortsetzung folgt.)

Rudolf von Tavel †.

Von Ernst Oser.

Dein liebes Bern, wie war es dir vertraut!
Geist, Herz und Sinn, du liebst sie umfassen
All' das, was die Vergangenheit erschaut
Vom Herrenhaus bis in die Winkelgassen.

Und deine enſige Feder schrieb und schrieb,
Hob das Entschwund'ne in die Welt von heute.
Kein altes Bild, das dir verborgen blieb
Des Bürgertums, des Daseins kleiner Leute.

Trutz, Leid und Lust in buntgemischt' Reih',
Doch stark gefügt zu des Geschehens Kette
So schufest du getreu ihr Konterfei,
Dein Bern in dir, an deiner Wiege Stätte.

Du legtest auf den Tisch uns Buch um Buch.
Das Lesen ward uns innerstes Erleben,
Und deine Menschen kamen zu Besuch,
Als hätte Altes neu sich erst begeben.

Iſt's wirklich wahr? Jeht wo des Herbstes Pracht
Ausleuchtet in den Tag, den goldumsäumten,
Gingſt von der Helle du in dunkle Nacht,
Als deinen Geist Gedanken noch durchschäumten

Dein Schöpfer rief dich heim zu seinem Licht,
Das dir die Weihe gab, das dich erfüllte.
Nun schaust du wohl des Herrgotts Ungeſicht,
Das deiner Seele sich so mild enthüllte.

Dein Bern, dein Volk, sie denken heute dein,
Sie wollen dir aus tiefstem Herzen danken.
Dein Werk wird Trost in ihrer Trauer sein
Und mit lebend'gem Grün dein Bild umranken!

Rudolf von Tavel †.

Rudolf von Tavel lebt nicht mehr unter uns. Am 18. Oktober leßt ihm verschied er im Eisenbahngang auf der Heimreise vom Waadtland her an einem Herzschlag.

Wie ein Blitz aus heiterm Himmel schlug die Trauerbotschaft in Bern ein. Sein Hinscheid ist ein Verlust für Tausende. Wie manches alte Mütterchen, an den Lehnsstuhl gefesselt, freute sich schon auf die herzerquickende Lektüre des neuen von Tavelschen Weihnachtsbuches! Nun ist es durch den Tod des Dichters um seine Hoffnung betrogen. Und an wie manchem Familientreue wird man diesen Winter sein Buch vermissen!

Gewiß, wir Berner haben unseren beredtesten und erfindungsreichsten Dichter verloren. Unvermutet rasch traf uns dieser Verlust. Noch eben sah ihn der Schreiber dieser Zeilen in lebhaftem Gespräch mit zwei Fachkollegen, wohl aus einer Sitzung in Schriftsteller-Angelegenheiten zurückkehrend, rüstig und in aufrechter Haltung den Muristalten hinaufschreiten, und er freute sich an dem Gedanken, daß der Dichter sich nun heimgegeben werde an seinen Schreibtisch, um an seinem neuen Buche, auf das so viele Getreue seiner Lesergemeinde mit Spannung warteten, weiter zu schreiben. Das mag nun nicht mehr fertig geworden sein. Die Schreibstube droben im weitausschauenden Schoßhalde Dichterhaus ist leer und verlassen. Der strahlende Herbsttag mit dem bunten Laub seiner Parkbäume und die schöne weite Bernerlandschaft mit ihren grünen Hügeln und weißen Bergen schauen fragend ins leere Zimmer hinein: Wo ist unser Freund und Meister hingegangen? Und während die Landschaft trauert, hebt die Stadt von ihren Türmen ein lautes Klagen an: Sie begraben unsren treuesten Bürger, unseren liebsten Sohn!



† Rudolf von Tavel (1866—1934).

In der Tat, er hing an seiner Vaterstadt wie an einer Mutter. Wie ein Kind an seiner Mutter alles liebt,

jeden Zug in ihrem Gesicht und auch die Kummerfalten, so kannte und liebte Rudolf von Tavel von seiner Stadt jedes Haus, jedes Gäßchen, jedes Gärtchen, jedes Winckelchen. Und wie kannte er ihre Geschichte! Er wußte um alle Begebenheiten, die die Chronisten und Forscher aufgezeichnet haben, wußte um alle Kunstschätze und Raritäten der Stadt. Er kannte die Männer und Frauen des Alten Bern, ihr Denken und Fühlen, ihre Sitten und Gebräuche wie kaum ein Zweiter. Jedenfalls so, daß er sie lebhaftig vor sich sehen und mit ihnen Zwiesprache halten konnte.

Aber auch die Berner Landschaft war ihm vertraut bis in ihre verschwiegensten Tälchen, bis in ihre verstecktesten Waldwinkel hinein. Es gibt kaum eine Gegend im Bernerland, in der nicht irgendwie eine Begebenheit seiner Geschichten sich abspielte. Sind doch die Schauplätze seiner Erzählungen und Romane fast ausschließlich jene idyllisch-romantischen Landvogteischlößchen und Patrizier-Campagnen, die so zahlreich über das ganze Bernerland und über die ehemaligen Untertanenländer der Stadt und Republik von ehemdem, über die Waadt und den Aargau zerstreut sind. Als begnadeter Dichter, der er war, hat er immer auch das Geistige der Landschaft, den *genius loci*, festzuhalten verstanden; nicht mit vielen Worten, mit einer malenden Geste vielleicht, mit einem Flurnamen bloß.

Das war ja überhaupt das hervorstechendste Merkmal seiner Darstellungskunst: die innere Schau. Er trug die Erinnerungsbilder alles Erlebten in sich: griffbereit, reproduktionsfertig. Mit wenigen trafen Strichen zeichnete er auch fremde Landschaften als Hintergründe seiner Erzählungen. Wie war ihm Paris vertraut, überhaupt der französische Boden; und wie sicher bewegte er sich auf dem flüssigen Schlachtenboden der Lombardei, wie farbenreich malte er Benedigs Lagunen; aber auch die polnischen Sumpfe und russischen Wälder wußte er zu schildern, wie wenn er sie selbst gesehen und erlebt hätte.

Aber näher am Herzen noch lag ihm die Darstellung des Menschen; sie war ihm Ausgangs- und Mittelpunkt. Die Landschaft war im epischen Gemälde, das ihm vorhobte, nur Staffage, nur Hintergrund. Freilich eben mitredende und mithandelnde Staffage, immer stilecht, wie bei einem Freudenbergerischen Stich.

Der Freudenbergerischen Stilepoche gehören der größere Teil seiner Erzählstücke an. Die Zeit des untergehenden Alten Berns war der Ausgangspunkt und Anfang seines Dichterschaffens. In diese hundertjährige Vergangenheit versetzte er seine ersten Erzählungen und Romane: „*Jä gäll so geits*“, der „*Hauptme Lombach*“, „*Götti und Gotteli*“; später wieder den idyllischen Roman „*D'Haselmus*“ und viele andere kürzere Erzählungen.

Seine erste Dichterliebe galt den Gestalten der Vergangenheit; sie galt den Menschen, die fühlten, dachten und handelten nach den Idealen und Grundsätzen der zu Grabe gestiegenen patrizischen Zeitepoche. Es war damals, anfangs des 20. Jahrhunderts, kein geringes Wagnis, seine Sympathien für diese überwundene politische Ura, so frei zu bekennen. Ein anderer als Rudolf von Tavel hätte für solche Offenheit wenig Anerkennung gefunden. Aber seine überragende Kunst der Menschendarstellung und — nehmen wir es vorweg: sein goldener Humor schlügen alle politischen Einwände vor den Mund und ließen die Kritiker an der Hecke stehen. Das waren nun einmal achtens- und liebenswerte Menschen, die alten wie die jungen; be-



Klischee aus der Jubiläumsfestschrift zu Rud. v. Tavels 60. Geburtstag 1926. Verlag A. Francke, Bern.

sonders aber die jungen. Natürlich waren sie idealisiert, diese Patrizier des Alten Berns, diese jungen draufgängerischen Junker und diese umworbenen Barettiltöchter. Die schönen Dinge waren hervorgehoben, die schlimmen mit dem Mantel der Liebe zugedeckt. Man wußte und sah das. Aber man freute sich an dem kapriziösen Bethli Vilbrecht und an dem flotten Ruedi Landorfer, man lachte über die Tante Salzbütti und über den Unggle Mäni. Mit jeder neuen Erzählung wuchs die Reihe der liebenswerten Patriziertöchter, der sympathischen Offiziere, der achtenswerten Ratssherren und ihrer klugen Frauen, denen man leicht verzieh, daß sie etwas egoistische Familienpolitik trieben. Es wuchs auch die Reihe der wunderlichen Räuze, der lächerlichen und verschrobenen Köpfe, für die der Dichter immer ein gutes Wort des Verstehens fand, so daß sie sein positives Weltbild nicht störten.

Um dieses Positive im Leben und im Menschen ging es dem Dichter immer, und das sei ihm besonders verdankt. Genug des Negativen zeigt ja die heutige Welt. Ein Schimmer poetischer Verklärung, ein Strahl aus den höheren Sphären des Glaubens an ein Ideal, das vielleicht nicht von dieser Welt ist, aber für uns Menschen doch eine Lebensnotwendigkeit und Lebenshilfe bedeutet, leuchtet aus all seinen Büchern, und das schämen wir an ihnen besonders.

Trotz seiner Abkehr vom Negativen war von Tavel ein Realist in des Wortes bester Bedeutung. Er schwiebte nicht in den Wolken, sondern stand mit beiden Füßen fest auf der Erde. Er ging den Tatsachen nicht aus dem Wege. Er hat sich — besonders in seinen reifen Spätwerken — oft und intensiv mit dem Problematischen des Lebens besaßt. Er nimmt auch in seinen späteren historischen Romanen die Gestalten gerne aus konfliktgefüllten Zeiten. So spielt sein Bubenberg Roman „Ring i der Chetti“ in der Zeit der Burgunderkriege, da um Königskronen gewürfelt wurde, spielen „Gueti Gspane“, der „Frondeur“ und „Os verlorne Lied“ in der Zeit der Reisläuferei und des Fremden Dienstes; und im „Stärn vo Buebeberg“ und im Doppeltroman

„D'Frau Rätheli und ihri Buebe“ werfen die Glaubenskämpfe ihren blutigen Schein in die Geschehnisse. In den Erzählungen „Unspunnen“, „Veteranezt“, „Heinz Tillmann“ und „Die heilige Flamme“ weckt der Dichter Erinnerungen an gegenwartsnähre, aber nicht weniger bewegte Zeiten auf.

Aber wie die Landschaft nur Staffage, so war ihm das Zeitgeschehen nur Stimmungshintergrund, nur Folie der Handlung, die gelebtes Leben, innerste, tiefste Menschlichkeit darzustellen sich bemühte. Da machte der Künstler von Tavel immer den entscheidenden Schritt zum Künstler, wo ihm dieses Streben am restlosfesten gelang: im „Frondieur“, im „Verlorne Lied“, im „Ring i der Chetti“ und vor allem in seinem Nielaus Manuel-Roman. Wie sehr er hier in Nachfeierung seines „Meisters“ mit dem Stoff gerungen, wie er die Tragik des Künstlertums nachführend in tiefsten Tiefen suchte und die Bändigung des Stoffes sich abzwang, das mochten die wissen und ahnen, die seinen Aufstieg zu immer reinerer Kunst bewundernd verfolgt hatten.

Noch ist die realistische Kunst von Tavels in der Literaturgeschichte nicht gebührend eingereiht. Noch steht hier als sein Hauptverdienst bloß registriert, daß er das Genre der Dialektzählung in die schöne Literatur eingeführt habe. Auch das war eine Tat, und die sei ihm hier noch gesondert verdankt. Er schrieb sein „Ja gäll so geits“ im Bernerdeutsch, genauer: im bernischen Patrizierdeutsch. Das war seine Spezialität, seine unbefrchtete Domäne. Nicht daß er eine Erzählung im Dialekt schrieb, sondern daß er konsequent Dialekt schrieb und daß er auch die Widerstrebenden zwang, Bärndütsch zu lesen, dazu zwang durch das Vergnügen, das er seinen Lesern bereitete: das war seine Tat. Sie hat damals wie eine Parole gezündet. Unser bildend- und ausdrucksreicher Dialekt wurde bald — vergessen wir nicht, daß Otto von Greycer gleichzeitig für sein geliebtes Bärndütsch warb und Emanuel Friedli sein Forcherwerk begann — eine viel gepflegte Buchsprache. Ihr Reichtum an Gemütswerten, an poetischer Ausdruckskraft, an Anschaulichkeit wurde an von Tavels Büchern sinnfällig und wirkte weit über die Kantons-, ja über die Landesgrenze hinaus.

In diesem Zusammenhang ist von Tavels Wirkens für das bernische Heimatschutztheater zu gedenken. Er stand an der Wiege der Heimatschutzbühne heutiger Ausprägung. Er hat ihr mit dem Motiv des „Schmokerli“ (von O. von Greycer bearbeitet) ein kostbares Angebinde mitgegeben. Der bernischen Liebhaberbühne *) schenkte er weiterhin wertvolle Stücke, genannt sei bloß das liebenswürdige Lustspiel „Die gfreutisti Frau“.

Würlichkeit zugewendet stand Rudolf von Tavel nicht nur als Dichter, sondern auch als Bürger und Mensch da. Das kam durch die Dankesreden zu Tage, die an seinem Sarge gesprochen wurden; gesprochen werden mußten, wollte man dem Toten die Ehren antun, die ein Leben voll der aufopferndsten Hingabe an die Pflichten eines Bürgers und Mitmenschen verdiente, Pflichten, wie sie heute dem mit Intelligenz und Mitgefühl begabten Manne ungesucht zufallen.

*

Der Verstorbene war am 21. Dezember 1866 als jüngstes von 6 Kindern des Burgerratschreibers Alexander von Tavel und seiner Frau, einer geborenen von Wattenwyl, in dem Edhaus oben an der Spitalgasse, gegenüber der Heiliggeistkirche, geboren. Als Vierjähriger erlebte er die Bourbadizeiten mit seinem schon damals wachen Interesse für soldatische und historische Vorgänge. Bleibende Kinderindrücke empfing er von der strengen, frommen väterlichen Erziehung, von den politischen und militärischen Gestalten, die bei seinem Vater, damals lebhafter Politiker, ein- und ausgingen. Richtunggebend waren dann auch die Erlebnisse

*) Wie die meisten seiner Werke im Verlag A. Frände A.-G., Bern erschienen.

im elterlichen Gute auf der Schoßhalde draußen in der damals noch ländlichen Umgebung, in der Lehrbergschule, die er bis zur Matura durchlief, und in den Pfarrhäusern in Oberdiessbach und Rapperswil, wo er in Latein nachgedrillt wurde. Das Rechtsstudium gab er auf zu Gunsten der Geschichte und der Literatur. In Heidelberg erwarb er sich den Doktor der Volkswirtschaft, nachdem er vorher in Lauzanne, Leipzig und Berlin studiert hatte. Er war begeisterter Militär, aber auch der Kunst zugetan als begabter Zeichner. Der Journalismus wurde sein Schicksal; in der Redaktion des „Berner Tagblatt“ stand er halben Herzens im Frondienste der Tagespolitik, von 1905 bis 1915. Damals sprang die dichterische Ader in ihm auf; doch gab er sich mit Überzeugung den bürgerlichen Pflichten hin, war jahrelang in der Feuerwehr und in der Politik als Stadtrat tätig. Er lernte so sein Volk, das Bernervolk kennen.

Nach seinem Rücktritt aus der Redaktion widmete er sich ganz der Schriftstellerei. Doch fand ihn auch hier die Offenheit. Verleger F. Reinhardt in Basel band ihm die „Garbe“ auf, die er zu einer Zeitschrift von Schweizergeltung hob.

Es fanden ihn auch die charitativen Werke, die kirchlichen Institutionen. Er versagte sich nicht. Er gab sich gegenteils der Gemeinnützigkeit und dem religiösen Leben so unbedingt und so opferfreudig hin, daß seine Gesundheit gelegentlich in Frage stand. Er hat der Kirchengemeinde Nydeck als Präsident und Mitglied des Kirchgemeinderates jahrzehntelang gedient; ebenso der Gesamtkirchgemeinde der Stadt, zuletzt als Präsident ihrer Geschäftskommission. Er war ein führendes Mitglied der Kirchensynode, er stand mitten in der evangelischen Schulpolitik als Präsident der Neuen Mädchenschule. Während des großen Krieges hat er im Dienste der Gefangenfürsorge an leitender Stelle gestanden. Immer, wo eine Notpflicht ihn an die Spitze stellte — er hat noch zahlreichen andern Werken und Institutionen als Präsident vorgestanden — zeigte er sich als geborene Führernatur; mit unentwegtem Pflichtgefühl, mit nie versagender Arbeitskraft und mit einer Geduld und Freundlichkeit, die alle Widerstände und Hemmungen überwand, schuf er ein Lebenswerk, das allein schon den Dank der Nachwelt verdient.

Die Leichenseiern in der Nydeckkirche wurde darum auch zur Ehrenfeier, an der drinnen und draußen die ganze Stadt, ja das ganze Bernervolk teilnahm. Die Stadt hat ihm, wie seinerzeit J. B. Widmann, ein Ehrengrab geschenkt. Er hat es reichlich verdient.

Das Schönste Denkmal aber ist ihm in den Herzen des Bernervolkes aufgerichtet. Hier lebt sein Dichterwerk weiter als Kraft und Hilfe zur Selbsterziehung, zum Streben nach jenen Höhen des Idealismus und der Gottesnähe, die immer der Blickpunkt waren in Rudolf von Tavels Dichterschaffen.

H. B.

Die Beziehungen Jeremias Gotthelfs zu Solothurn. Von W. E. Aeberhardt.

Die Beziehungen Gotthelfs zu Solothurn sind ebenso vielfältig wie sich die Erwähnungen dieser Stadt im Schrifttum Gotthelfs äußerst zahlreich finden. Auf den ersten Blick muß dies Verhältnis in Erstaunen versetzen. Wirklich, der protestantische Pfarrer Bihius im Emmental weit hinter Burgdorf, der bekanntlich auf das „Stadtgesindel“ (wie er sich zwanglos ausdrückt) nie gut zu sprechen war, stand in regem Verkehr mit Solothurn, der katholischen Stadt, wo zudem ein standesbewußtes Patriziat zu Hause war, ein Stadtpatriziat, wie es dem „geborenen Republikaner“, „dem Kind der Freiheit“ sowieso auf die Nerven